Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher Rundschau

Über das Komische.

Die Leser dieser Zeitschrift hatten Gelegenheit, zwei Kapitel des letzterschienenen Buches von F. G. Jünger: „Über das Komische"*) im Vorabdruck zu genießen. Der Widerstandsverlag hat auch diese Prosaschrift ihres Autors mit dem Stil herausgebracht, der der geistigen Haltung des Buches entspricht.

Es gehört zum Wesen der menschlichen Lage, daß wir ziemlich genau wissen, warum wir weinen, aber nicht, warum wir lachen. Das Trauerspiel ist genau zu definieren, das Lustspiel ist gleitend und schwer in Regeln zu fassen. Schönste Lustspiele, wie etwa der „Misanthrope" von Moliere oder die „Minna von Barnhelm" sind immer auf dem Punkt, umzuschlagen in Trauerspiele. So gibt es keine erschöpfende Erklärung des Komischen bis heute, trotzdem große Geister und geistreiche Köpfe sich immer wieder an die Erhellung dieses Problems herangemacht haben. Sie alle vermochten immer nur einzelne Seiten der Frage zu beleuchten. Auch F. G. Jünger versucht sich also nun am Komischen, und gewinnt ihm auch überzeugende Deutung ab — für die Fälle, die er bespricht. Ob seine Erklärung allerdings jeden Fall des Komischen erhellt, das scheint nicht ganz so sicher. Dabei gehen wir mit dem Autor durchaus einig, der meint, allem Komischen müsse ein und dasselbe Grundschema zugrunde liegen. Aber selbst wenn wir diese Schrift Jüngers nur als einen großen Schritt werten, der dem Ziele näher führt, so möge das niemand als Rechtfertigung nehmen, die geistvolle und ohne jede Spielerei geistreiche Schrift nicht zu lesen.

Jünger geht als Ästhetiker, der er hier aus seiner Fragestellung heraus naturgemäß ist, von der Beziehung des Komischen zum Schönen aus. Das Schöne ist niemals komisch, es muß also ein Streit zwischen den Begriffen des Schönen und des Komischen herrschen. Da aber die Aufstellung einer Ästhetik nur möglich ist, wenn das Schöne als etwas Regelhaftes begriffen wird, so muß der Konflikt des Komischen mit dem Schönen gesehen werden als ein Kampf zwischen Regelwidrigkeit und Regel. Aber auch das Häßliche an sich ist nicht komisch. Es wird es erst im komischen Konflikt. Nichts ist an sich komisch, erst durch den Widerstreit gegen die Regel wird etwas komisch. Der Unterschied zum tragischen Konflikt liegt nun darin, daß in der Tragik die streitenden Parteien ebenbürtig sind, und gerade im Maße ihrer Ebenbürtigkeit tragisch, daß hingegen im komischen Konflikt die Parteien unebenbürtig sind, und im Maße ihrer Unebenbürtigkeit auch komisch. Nicht jeder Unterlegene ist aber komisch; damit er dazu wird, muß er auch noch den Konflikt selber heraufbeschwören, er muß also die „Provokation" selber aussprechen. Und weiter muß diese Provokation auch noch unangemessen sein. Der Widerspruch, der in der Provokation liegt, muß klar die Sinnlosigkeit des ganzen Streits erweisen. Aber auch nicht jedes unangemessene Verhalten eines zum voraus der Regel gegenüber Unterlegenen ist komisch, „es bedarf, um den Konflikt zu beenden, noch einer Entgegnung des Überlegenen. Diese Entgegnung, die wir Replik nennen wollen, ist ihrem Begriffe nach nichts anderes als das Sichgeltendmachen der Regel, die von dem Urheber des komischen Konfliktes außer acht gelassen wurde. Die Form, in der die Replik vorgebracht wird, ist eine mannigfaltige. Sie liegt schon in der bloßen Wahrnehmung der unangemessenen Provokation; sie kann darüber hinaus witzig, ironisch, parador und humoristisch sein und jene Kraft und Feinheit erreichen, die den komischen Konflikt so ergötzlich macht. An e i n e Bedingung aber, die sie nicht verletzen darf, ist sie geknüpft: sie muß der Provokation angemessen sein. Wo das nicht der Fall ist, dort löst sich alle komische Wirkung rasch auf. ... Die Replik kann beim komischen Konflikt niemals fehlen. Denn alles Komische muß ... als komisch erkannt werden. Die Provokation für sich allein ist, da sie ganz ohne Bewußtsein erfolgen kann, noch nicht komisch; erst dann, wenn ihre Unangemessenheit begriffen wird, erhält der Konflikt jene Wendung, die ihn komisch macht."

*) Widerstandsverlag Berlin.

Von dieser Grundposition aus geht nun Jünger an die Erklärung besonderer Gebiete und Verkörperungen des Komischen; wenn dabei dann das Grundthema oft nur noch entfernt und auf Umwegen erreichbar durchschimmert, so ist das ein Zeichen auch für die unpedantische Darstellung des Problems, in der dem Autor nichts fremder wäre, als den Leser gängeln zu wollen. Überhaupt ist diese Schrift Jüngers, abgesehen von ihrer Aussage über das Thema auch dadurch bedeutsam, daß sie die Form der Abhandlung klassisch verwirklicht. Wie in seinen Gedichten spricht sich auch hier die naturhaft klassizistische Haltung Jüngers aus: wir mögen sie finden in seiner Auffassung von der Romantik als einer Kunst zweiten Ranges, in seiner Überzeugung, daß das Sittliche nur in der Unterordnung unter das Schöne Recht behalte, wir müssen sie finden in der durch und durch unpathetischen und schönem Maß in Form und Inhalt verpflichteten Darstellung.

Elisabeth Brock-Sulzer.

Österreich ohne Toleranz.

Die Gegenreformation in Neu-Österreich, ein Beitrag zur Lehre vom katholischen Ständestaat. 176 Seiten. Verlag Rauck & Co. Zürich 1936.

Wenn man diesem Buche einen Vorwurf machen wollte, so könnte es nur der sein, daß es verwundert vor dem neuen Österreich steht und glaubt, den neuen Staat mit den Maßstäben des früheren Staates, der freiheitlichen Demokratie und des Friedensvertrages von St. Germain messen und beurteilen zu können. Die Verfasser stellen sich nämlich auf den Standpunkt, daß Österreich sich eigentlich an die genannten Maßstäbe halten sollte. Nach ihrer Ansicht widerspricht es den Anforderungen, welche an den Staat Österreich zu stellen sind, wenn dieser ein rein katholischer Staat ohne Toleranz für die Evangelischen geworden ist. Das ganze Beweismaterial tut nun aber dar, daß man dem neuen österreichischen Staat die alten Rechtsgrundlagen nicht mehr mit Erfolg entgegenhalten kann, weil er sie einfach verleugnet. Es ist eben ein neuer und ganz anderer Staat geworden, der sein eigenes Recht hat und sich um früheres Recht nicht kümmert. Ihm gegenüber kann man politisch anders eingestellt sein wie die Verfasser, man kann ihn auch politisch kritisieren, aber man kann ihn nicht mit rechtlichen Erwägungen auf einen andern politschen und damit auch rechtlichen Boden zurückmahnen.

Mit dem vorliegenden Werke hat sich eine schweizerische evangelische Arbeitsgemeinschaft in schöner Weise beflissen, den österreichischen Protestanten zu Hilfe zu kommen. Solch solidarische Haltung, die zwischen den Glaubensbrüdern verschiedener Länder geübt wird, verdient ein gutes Lob. Österreichs evangelische Kirche hat es aber auch nötig, daß man ihr zu Hilfe eilt. In einem Staate, der unbestrittenermaßen — die weitgehende Beweisführung ist zwar instruktiv, aber nicht notwendig — rein katholisches Gepräge hat, und worin man nur das Katholische als christlich anerkennt, muß sich natürlich der Protestantismus viele Zurücksetzungen gefallen lassen, die dem Toleranzgedanken ganz und gar widersprechen. Hatte die evangelische Kirche durch das berühmte Toleranzedikt Josephs II. vom Jahre 1781 volle Kultus- und Glaubensfreiheit erlangt, so hat sie jetzt namentlich durch die neuen Übertrittsvorschriften, durch das Verfolgen von Kirchgängern, durch die Verdächtigung von Pfarrern als politische Agenten und durch Eingriffe in das evangelische Gemeindeleben wieder das gerade Gegenteil der Toleranz erleben müssen. Insbesondere hat man ihr auch die staatliche Genehmigung der im Jahre 1931 beschlossenen Kirchenverfassung, welche endlich den durch den Krieg veränderten Verhältnissen Rechnung tragen sollte, bis auf den heutigen Tag versagt. Als Kuriosum mag dabei angedeutet werden, daß verschiedene Maßnahmen gegen die evangelische Kirche gestützt wurden auf das „Kriegswirtschaftliche Ermächtigungsgesetz" vom Jahre 1917, welches natürlich seinerzeit nur für wirtschaftliche Belange dienen sollte.

Die Verfasser haben sich in überaus anerkennenswerter Weise bemüht, absolut authentisches Aktenmaterial darzubieten und ihre Behauptungen gründlich zu unterlegen. Dabei haben sie nicht nur von kirchlicher Seite, sondern auch aus den staatlichen Erlassen schlagendes Material beigebracht, dessen Beweiskraft auch die österreichische Regierung nicht abstreiten kann. Es ist immerhin noch ein gutes

Zeichen für sie, daß es sich durch die bloßen Tatsachen der amtlichen Dokumente angegriffen gefühlt und deshalb das Buch verboten hat. Sie scheint also doch zu wissen, wo es hapert. Wenn die Arbeit der schweizerischen Protestanten erreichen kann, daß trotz des einmal feststehenden katholischen Charakters des österreichischen Staates den Protestanten ihr Daseinsrecht gesichert wird, so dürfen wir zufrieden sein. Keine Kraft aber wird vermögen, der katholischen Diktatur den protestantischen oder aufklärerischen Toleranzgedanken beizubringen.

Walter Hildebrandt.

Schau- und Denkbücher.

Der Prestel-Verlag in Frankfurt a. M. hat ein Bilderbuch herausgebracht, dem das seltene und bedeutende Lob gespendet werden darf, es eigne sich ebenso für Erwachsene wie für Kinder. Es sind „Tierzeichnungen aus acht Jahrhunderten" und vereinigt Blätter seit dem 12. Jahrhundert bis zu Adolf Menzel. Zusammenfassungen unter inhaltlichen Gesichtspunkten lassen oft die Verschiedenheit der Ausdrucksweise ganz besonders rein hervortreten. So ist aus dieser Sammlung von Tierzeichnungen etwas wie eine Fibel nachantiker Stilentwicklung geworden. Wir kommen von rein linearer, profilmäßiger Darstellung des Tieres im Mittelalter zu der leidenschaftlich anatomisch bestimmten Wißbegierde italienischer Renaissancemeister, zu der beruhigten, fürstlich überlegenen und doch großmütig eingehenden Kunst Dürers, zu der Bewegungspracht barocker Darstellung oder zu deren Sinn für den augenblicksstarken Ausdruck, zu der zart vibrierenden, nervösen Linie des 18. Jahrhunderts und zu der nur noch die gefühlsschwere Bewegung suchenden Romantik eines Géricault oder Delacroix, und endlich halten wir an bei dem beschaulichen Witz Menzels. Wir mögen aber auch Blätter überspringen und die stärksten Gegensätze herausheben: den Löwen Dürers demjenigen Rembrandts entgegenhalten und unweigerlich dabei einen Apostel Dürers gegen einen solchen Rembrandts beschwören. Die persönliche Handschrift erweist sich stärker als alle Unterschiede der Geschöpfe. Oder wir sehen die Hunde aus dem mittelalterlichen Bestiarium gegenüber denen des Pollaiuolo: dort stilisierte, großartig verwesentlichte Auffassung, hier eine kühn verkürzte, scharf beobachtete Augenblickshaltung, mit deren Flüchtigkeit der weich eilende und schattierende Stift wetteifert. Oder halten wir die Pferde des Buches gegeneinander: der schon sehr lebendig bewegten Studie eines Reiters auf sich bäumendem Roß von einem Veroneser Meister um 1440 steht ein deutscher Pferdekopf von 1460 entgegen, abwartend, an der Schöpfung gleichsam noch nicht teilnehmend — ist er so verschieden von einer Lucrezia des Cranach, die ja auch oft so etwas wie eine Frau auf Probe zu sein scheint? Schön ist es ferner, die reine Profilzeichnung eines Pferdes, die Lionardo zu seinem Reiterdenkmal gemacht hat, zu vergleichen mit mittelalterlichen Profilen. Man brauchte dazu nicht jenes andere Lionardoblatt gesehen zu haben mit Pferdeköpfen in der bekannten, ausgemergelten, dämonisch fratzenhaften Art des Meisters, um zu spüren, welch neue, beinahe nicht mehr zu bändigende und gerade aus diesem Beinahe heraus das Leben erraffende Spannung in dem Renaissanceprofil steckt. Von da zu Tizians stürzendem Reiter ist ein Schritt ins prunkvoll Menschliche hinein, dieser Maler ist so überquellend reich, daß ihm das Gräßliche noch unter der Hand zu einem Fest menschlicher Freiheit wird. Und von da zurück zu den Bauernpferden Breughels: man macht im Geiste die Bewegung dessen, der durch eine niedrige Tür tritt und läßt sich sofort umhüllen von der warmen Luft nahen Werktags und denkt an die großen Bilder Breughels, wo sich das höchste Geschehen scheu und doch nur umso bedrängender verbirgt in einer Unzahl kleiner Szenen des alltäglichen Lebens. Und kommen wir dann zu Delacroix' Pferd im Gewitter, ist es da nicht, als ob wir einem Gewitter des Menschheitsgeschehens zusähen, eben jenem Gewitter, das wir erleben, wenn wir Rousseau aufschlagen? So möchte man beim Betrachten dieses Buches noch manche Parallele ziehen, möchte wohl auch die einzelnen Blätter mit kindlicher Sachfreude anschauen, hält aber inne in dem Bewußtsein, daß nicht der geringste Reiz dieses Werks der ist, daß es in besonderem Maße den rein persönlichen Widerhall anruft und daß man letzten Endes nichts Wichtigeres sagen kann, als daß ihm eben weite Verbreitung gebührt.

Von wieder anders gerichteter Wesentlichkeit ist das in ähnliche Bezirke führende Reiterbuch von Alexander Mitscherlich, mit dem der Widerstandsverlag*) wieder einmal eine Probe seiner kultivierten und im Mittelpunkt heutigen Lebens schaffenden Tätigkeit ablegt. „Bilder, Gedanken und Gesänge" um das Pferd versammelt dieses gepflegt ausgestattete Bändchen, das in die Bibliothek nicht nur jedes Reiters, jedes Pferdefreundes, sondern auch aller jener gehört, die Sinn haben für bildlich gesehene Geschichte. Denn um dieses handelt es sich wirklich und ohne Übertreibung hier: der Mensch offenbart sich in seinem Wandel durch sein Verhältnis zum Pferde. Das Verhältnis zwischen Tier und Mensch gehört ja zu den verräterischsten Zeichen menschlichen Seins und menschlichen Wertes; einmal die Weltgeschichte unter diesem Zeichen zu prüfen, ist ein ebenso fruchtbarer, wie originell einfacher Einfall. „Den Lebensaltern eines Menschen vergleichbar folgen die Erscheinungsformen eines Typus aufeinander. In wilder Jagd reitet die jugendliche Gestalt über die Räume der Erde, die sich grenzenlos vor ihr auszudehnen scheinen. Den Stürmen der Horde folgt die einsame Fahrt und der auf nichts als das eigene Selbst gestellte Kampf des Ritters. Im Herrscher erscheint alle Kraft von seinem Innern umschlossen, deshalb ist er der Meister der Ruhe und der gebietenden Bewegung. Neue Kräfte brechen am Ende in das Reich dieser Herrschaft und es bleiben Anspruch und Geste, die leer und immer gestaltloser werdend der Gewohnheit von ehedem folgen. — Es ist nicht mehr das Licht der großen Bühne, das heute auf Roß und Reiter fällt. Nur mehr in den Stunden seltenen Glücks Einzelner lebt noch verborgen die alte Gemeinschaft. Ihr Marschrhythmus ist verklungen. Die Spuren der Hufe sind verweht. Klein ist die Domäne des Pferdes geworden. Als Schaustück seiner selbst eine Ahnung gebend von der Pracht seiner Vergangenheit überlebt es sich in einem neuen Weltalter. Hat es einst den Menschen durch fast alle Räume der Erde, durch eine lange Kette von Kulturen getragen, so ist ihm heute die Welt verschlossen und feindselig seinen Lebensgeboten.

In neuen Spuren geht der Mensch, seit er sich den Takt der Motoren zugesellt. Das höchste Glück der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde — er ist abgesessen und sucht auf andern Bahnen das Hochgefühl des Lebens, das er so lange in der Gemeinschaft des Rosses gespürt. So wird es auch zu einer Aufgabe des Herzens, des Gefährten zu denken, der an einem Meilenstein der unabsehbaren Lebensstraße zurückblieb." Wie in dem Tierbilderbuch erweist sich auch hier die Fruchtbarkeit des fest umrissenen, streng begrenzten Themas. Denn dieses bewahrt einerseits vor phrasenhafter Allgemeinheit, andererseits würde es ideenlose Kärrnerarbeit besonders flink als solche anprangern. Dieses „Reiterbuch" ist nicht von einem gelehrten Menschen geschrieben worden, wohl aber von einem wesentlichen. Und diese Wesentlichkeit hat nun magnetisch sicher das zum Thema Gehörige angezogen und einen Reichtum der Aspekte versammelt, der die große Linie als Stamm eines lebendigen Gewächses erweist, nirgends aber ihn völlig überdeckt. Bilder und Gedanken (die Gesänge erscheinen nicht im selben Maße glücklich gewählt) ergänzen sich wirklich in des Wortes eigentlicher Bedeutung und kommen nicht jenem billigen Illustrationsbedürfnis der heutigen Buchproduktion entgegen, in der das Bild Eselsbrücke für den zum Wort verdorbenen Denkfaulen ist. Hier ist im Gegenteil das Zusammenspiel von Wort und Bild ein sehr straffes, und führt in seinem Wechsel das Denken auf unendlich viele Spielarten des Problems. Man erlebt an diesem „Reiterbuch" mit Deutlichkeit, welch besondere Gattung der Kunst das Bilder-Buch ist, das unsere Zeit, die es scheinbar doch vorzüglich pflegt, nachgerade nur mehr zu einem Magazin für Halbgebildete herabgewürdigt hat.

Der Iris-Verlag in Bern, dem wir in der kurzen Zeit seines Bestehens schon so viele schöne und wohlfeile Erscheinungen zu verdanken haben (man denke nur an das köstliche Heft „Die Kunst des fernen Ostens" oder an die Schweizerlandschaften von Lory), dieser Verlag hat also auch einen Band mit zwölf Tafeln aus dem Breviarium Grimani herausgebracht, Arbeit und Fest im Reigen des Jahres, deren Reproduktion in Anbetracht des Preises als erstaunlich gut bezeichnet werden muß. Das Breviarium Grimani ist aus der Schule des flämi-

*) Berlin.

schen Meisters Bening hervorgegangen, 1520 nach Venedig in den Besitz des Kardinals Grimani gelangt und heute in der öffentlichen Bibliothek dieser Stadt zu sehen. In einer klug beschränkten Einleitung zeichnet Hans Bloesch die Entwicklung der mittelalterlichen Buchkunst von ihren, antike, für uns verlorene Quellen benutzenden Anfängen her nach. Diese antiken Nachklänge stoßen auf die nordische Symbolik der romanischen Kunst, wenden sich dann einem neue Naturalismus zu, in dem sich Spätgotik und Frührenaissance begegnen und gehen in ihrer Form als Buchillustration unter infolge der durch den Buchdruck ermöglichten Massenproduktion. Das Breviarium Grimani ist ein Höhepunkt dieser Buchmalerei und zeugt, wie auch die großen Tafelbilder jener Zeit von einer äußerst kultivierten Kunst, die durch ihren lebensfrohen Schilderungsdrang uns auch interessante Einblicke in das Leben von damals erlaubt. Nicht zu Unrecht zitiert Hans Bloesch den großen Breughel hinsichtlich dieser Blätter, obwohl ja hier mit dem Unterschied des Formats und der doch immer noch leicht kunstgewerblich orientierten Bestimmung des Buchschmuckes ein Unterschied des Tiefgangs parallel läuft. Das Breviarium Grimani erschöpft sich mit unangefochtener Lebensbefreundung im Schildern alles Seienden, ohne die tiefere Tragik dieses Seins aufzudecken, wie dies bei Breughel immer wieder geschieht. Der Herausgeber wünschte sich diese Monatsbilder des berühmten Grimanikalenders in jede Bauernstube. Eine glückliche Anregung, die es verdiente, beispielsweise von unserem Heimatwerk, angenommen zu werden. Denn diese Blätter sind so echt und so volkstümlich, daß sie sich an jedes Auge, das noch schauen kann — oder es wieder kann —, wenden. Sicher würde es sich lohnen, dieses Bändchen auch in loser Mappe, vielleicht mit dem zugehörigen Wechselrahmen in den Verkauf zu bringen.

In zweiter Auflage ist bei Anton Schroll in Wien das Tilmann Riemenschneider-Gedenkbuch von Justus Bier erschienen, um wesentliche Blätter bereichert. Namentlich sind die Großaufnahmen vermehrt worden, in der richtigen Einsicht, daß die so schwebungsreiche Kunst Riemenschneiders nur auf diese Weise sich deutlich herausstellen könne. Es erübrigt sich beinahe, auf die Bedeutung dieses Buches hinzuweisen. Sein Verfasser ist einer der besten Kenner dieses Künstlers und hat seinerzeit in einem mehrbändigen Werk davon Zeugnis abgelegt. Diese einbändige Veröffentlichung will eine Art Riemenschneider-Fibel für das „Volk" sein, und sie könnte es auch durchaus sein. Denn Riemenschneider eignet sicher eine für unsere Zeit besonders hohe Verständlichkeit. Vielleicht deshalb, weil er wie wir der Mensch einer Zeitwende war. Das Besondere seines Wesens, daß er ein spätgeborener Gotiker ist und über schon gemachte, zur Renaissance führende Entdeckungen seiner Zeit (z. B. die perspektivische Raumkunst des Konrad Witz) zurückstrebt zu einer individualistischen Innerlichkeit, wie sie die Spätgotik ja aufweist, das erinnert nicht ohne Recht an das Zurückschrecken geistiger Menschen von heute vor der Technisierung unserer Zeit. Wenn man auch den religiösen Impetus der Spätgotik nicht hemmungslos und geschichtsverleugnend mit dem religiösen Streben unserer Zeit vergleichen darf, so geht man doch wohl nicht ganz in die Irre, wenn man in den Gesichtern Riemenschneiders Sehnsüchte entdeckt, denen der Untergang vorbestimmt scheint vor jeder Verwirklichung, so eben wie in vielen Gesichtern von heute. Eine Kunst der Psychologie, die aufs Höchste verfeinert scheint, ein Hinneigen zum jünglingshaft Gefährdeten oder zum greisenhaft Verwitterten, sind das nicht Züge, wie sie dem Humanismus in der Verteidigung (denn so möchte man doch immer noch die Kunst von heute, soweit sie Kunst ist, nennen) auch eigen sind? Und die Kämpfenden, die Ritter und Helden, sie haben bei Riemenschneider immer auch etwas melancholisch Versonnenes, als wüßten sie immer nur zu deutlich, daß die Tat sie nicht ausfüllt und nur Versuch mit nicht ganz tauglichem Mittel ist, vom Menschen erschöpfend zu zeugen. Bier erzählt in seiner Einleitung, Nürnberg habe Riemenschneider zu seinen Lebzeiten abgelehnt als zu „kyndisch". Das verwundert nicht, wenn man an die handfeste, etwas dumpfe, ja dann und wann sich fast zum Geistfeindlichen verhärtende Kunst Nürnbergs denkt. Wieder einmal wird man sich der beinahe nicht zu lebendigem Frieden zusammenfügbaren Gegensätze im deutschen Wesen bewußt und der Tatsache, daß es meist nur dem einzelnen denkenden Individuum gelingen will, ganz deutsch zu sein, daß aber das Volk in der Zeit immer jeweils nur den einen Ton der Glocke zu hören vermag.

Elisabeth Brock-Sulzer.

Friedenstragödie.

Albert Steffen. Friedenstragödie. In fünf Akten. Verlag für schöne Wissenschaften. Dornach, Schweiz.

Albert Steffen hat in seiner „Friedenstragödie" die Tragödie Woodrow Wilsons gestaltet, der auszog, der Welt den Frieden zu bringen, aber im Netz der gegeneinanderwirkenden politisch-egoistischen Interessen gefangen, bei einem Friedensvertrag mithelfen muß, der Unfrieden, Elend und künftige Kriege in seinem Schoß birgt, der sein ganzes Leben für den Gedanken des Völkerbundes einsetzte und dann von seinem eigenen Land Amerika im Stich gelassen wird. Der Völkerbund tritt zusammen, sein Schöpfer darf nicht dabei sein. Er sieht ihn sich in einer unheilvollen Richtung entwickeln und kann nicht mehr helfen. — Die historischen Geschehnisse sind in großen vereinfachten Bildern geschaut, die Kriegserklärung Amerikas, Wilsons Besuch in Frankreich, die Friedensverhandlungen, die Tragödie des Versailler Vertrages. Diese Bilder werden vertieft und ins Übersinnlich-Sinnbildhafte erweitert durch die Räume von Visionen, Träumen und Gedanken, die sich auf Augenblicke über dem leibhaftigen Geschehen auftun. Dabei ist mit einer bewundernswerten Sparsamkeit in Worten verfahren. Die Worte sind einfach, leicht hingesagt und wiegen doch jedes einzelne schwer an Sinngehalt. Wilsons Gegenspieler, sein böser Geist, ist in seinem Freund Oberst House gezeichnet, der seine Ideen mit Begeisterung aufnimmt, aber geschickt ihre weltverwandelnde Zielrichtung umzubiegen und der egoistischen Staatspolitik anzupassen weiß. Wilson ist verblendet durch seine politischen Erfolge, die er sich als Professor nicht hatte träumen lassen, und erkennt nicht, welches Spiel mit ihm getrieben wird, aber seine totkranke Frau, die ganz im Geistigen wurzelt, erfaßt es mit Entsetzen, und sucht mit ihrer letzten Kraft ihn von der politischen Laufbahn zurückzureißen. Nach ihrem Tode stürzt er sich ganz in die Verwirklichung seiner Ideen, wie er meint, neben seiner begeisterten zweiten Frau, die als „Jungamerika" an seine Seite tritt. Er bildet sich ein, die „Eidechse" Lloyd George und den „Tiger" Clemenceau gefangen zu haben, während sie ihn beide nach ihren Plänen brauchen. Erschütternd ist sein vollkommener Zusammenbruch, wo ihm nur die Hoffnung bleibt, von drüben her den Dämonen wehren zu dürfen, die er hier entfesselt hat. — Der Dichter steht über den kämpfenden Völkern, er sieht mit Schmerz in das verblendete Machtstreben der Staaten. Sein Drama ist nicht nur die Tragödie des Menschen Wilson, es ist die Tragödie unserer heutigen Menschheit. Sie hat die Unsinnigkeit und Menschenunwürdigkeit des Massenmordes Krieg erkannt wie noch keine Zeit zuvor, ist aber in dämonischem Zwang an die materiellen Gegebenheiten, die sie sich selber gesetzt hat, gebunden und rüstet zu den furchtbarsten Kriegen, die je gewesen sind. In einem Fiebertraum ist diese grausige Lage versinnbildlicht. Die Studenten tanzen den „Wilsontanz", den sie erfanden, um Wilsons schwankende Haltung im mexikanischen Bürgerkrieg zu verspotten: ein Schritt vor, zwei Schritte zurück — und so tanzt die ganze Menschheit heute, ein Schritt vor, zwei Schritte zurück und tanzt dem Abgrund entgegen. Ein Warnruf, ein beschwörender Weckruf will dieses Drama sein.

Irmgard v. Faber du Faur.

Weißes und schwarzes Südafrika.

Ernst Rippmann: Weißes und schwarzes Südafrika. Mit 31 Abbildungen und einer Kartenskizze. Wandererverlag, Zürich.

„Weißes und schwarzes Südafrika heute und morgen" nennt Ernst Rippmann seine Studien über die ungeheuren südafrikanischen Probleme. Er hat als Sekretär der „Schweizer Mission in Südafrika" die Union bereist und die Missionsstationen, Schulen und Spitäler besucht. Sein Buch stellt einen eingehenden Reisebericht dar, in den viel statistisches Material verflochten ist. Die südafrikanische Landschaft in ihrer düster wilden Schönheit steht vor uns auf, und düster erhebt sich darüber das Werk des Menschen, das Werk des weißen Mannes, des Ausbeuters der reichen Bodenschätze an Gold und Diamanten, dem der schwarze Mann zum Opfer fällt. Er wird gelockt in die modernen Städte, voll von Vergiftungs-

gefahren für Leib und Seele, denen der Schwarze nicht die Kraft hat zu widerstehen. Er wird durch die hohen Steuern, die er entrichten muß, in die Hölle der Bergwerke gezwungen, die bis mehr als 2500 Meter unter die Erde reichen, um die goldhaltigen Granitgesteine zu sprengen und heraufzubefördern. Der schwarze Mann bekommt den zwölften Teil vom Lohn des weißen Arbeiters und seine Arbeitszeit ist strenger und schwerer. Der Verfasser entwirft ein erschreckendes Bild von den Lebensbedingungen der Schwarzen in den Städten und den zersetzenden Einflüssen der Zivilisation, die sich schon auf das Leben im Busch ausdehnen, und zugleich vom Erwachen der schwarzen Rasse. Siebeneinhalb Millionen Schwarze stehen etwa zwei Millionen Weißen gegenüber, aber Vierfünftel des südafrikanischen Bodens sind im Besitz der Weißen. Die Weißen sind in sich wieder gespalten durch den alten Gegensatz Buren und Engländer. Verstoßen von allen Rassen fristen tausende von Mischlingen mit schlechter körperlicher und seelischer Anlage dazwischen ihr Leben. Hoffnungslos scheinen diese Gegensätze Erschütterungen des ganzen Erdteils heraufbeschwören zu müssen. Rippmann sieht Ansätze zu einem möglichen friedlichen Ausgleich in der fruchtbaren Arbeit der Mission, in der Ausbreitung der Oxforder Gruppenbewegung, die am Werke ist, Buren und Engländer zu versöhnen und Weiße, Gelbe und Schwarze zu Gruppen zusammenzuschließen; in der christlichen Pfadfinderbewegung, der schon 10 000 schwarze Knaben und Mädchen angehören. Aber die Welt ist aufgebaut auf das Gesetz von Schuld und Sühne. Ob die Weißen nicht ein Gericht heraufbeschworen haben, das in letzter Stunde aufzuhalten zu spät ist?

Irmgard v. Faber du Faur.

Joseph in Ägypten.

Thomas Mann, Joseph in Ägypten. Bermann-Fischer Verlag. Wien 1936.

Nun ist der dritte Teil dieses herrlichen Werkes erschienen. Noch nicht der abschließende Band ist es, wie 1934 am Ende des zweiten Romans angemerkt war. Es erging dem Autor wieder so, wie wir es aus vielen seiner Aufsätze über sein Werk wissen und wie er es auch für den „Joseph" vorausgesagt hat. „Ich werde nie ergründen und tue besser, nicht daran zu rühren, wieweit es ein unbewußt-geflissentlicher und produktiv notwendiger Selbstbetrug ist, der mir jede Arbeitsidee in dem harmlosen Licht einer ziemlich bescheidenen, mit wenig Zeit und Mühe verbundenen Ausführbarkeit zeigt." Schon über „Buddenbrooks" heißt es: „Ja, was war im Begriff aus den 250 Seiten zu werden. Die Arbeit schwoll mir unter den Händen auf; alles nahm ungeheuer viel mehr Raum (und Zeit) in Anspruch, als ich mir hätte träumen lassen"; weiterhin: „es ist mir mit dem ‚Zauberberg' nicht anders ergangen"; über den „Joseph" nun gar: „Was ich plante, versteht sich, war eine Novelle . . ."! Mit dem „produktiv notwendigen Selbstbetrug" also, oder an anderer Stelle — nach Hegel — mit einer „List der Vernunft" beginnt es, dann kommen die „räumlichen Selbständigkeitsansprüche", die „expansiven Möglichkeiten und Neigungen des Stoffes", die „epische Pedanterie, der Fanatismus des ab ovo" nötigt zur Einbeziehung der „Vor- und Vätergeschichte" („Ja, womit soll man anfangen!"), es zeigt sich, daß eine Geschichte „über sich selber anders dachte, als ich es tun mußte, um mich auf sie einzulassen". Beim „Joseph", diesem gewaltigen Vorhaben, „ergeht" es dem Dichter wohl am ausgiebigsten so, denn es bieten sich „Scheinhalte und Wegesziele, hinter denen, wenn sie erreicht sind, neue Vergangenheitsstrecken sich auftun, wie es dem Küstengänger ergeht, der des Wanderns kein Ende findet, weil hinter jeder lehmigen Dünenkulisse, die er erstrebte, neue Weiten zu neuen Vorgebirgen vorwärts locken". Auch uns, die wir mitfuhren auf die „Brunnenwiese", ergeht es so; wir wünschten wohl, daß es weiter gehe und auch der vierte Band sich wieder als Scheinziel und Dünenkulisse erweisen möge („wie oft es hier aber ‚wieder' und ‚weiter' zu heißen hat, ist nicht zu sagen"), die zu neuem Wandern locken.

„Joseph in Ägypten" ist also jetzt erschienen. Äußerlich hat sich einiges verändert. Thomas Mann, der bedeutendste Dichter der Gegenwart, gibt sein Werk jetzt in Wien heraus. Dies hat viel für sich. Wien ist uns Schweizern in mehr als einer Beziehung näher als Berlin; die ältere Kultur und künstlerisch bedeutendere

Tradition dieser Stadt lassen sie im deutschen Sprachgebiet als besonders geeignet erscheinen, ein Werk so umfassenden Anspruchs zu tragen. Josephs Geschichte selbst führt uns nun nach Ägypten in das Haus des Potiphar zu neuem Aufstieg und zum zweiten Sturz dann in die „Grube". Soweit wird diesmal die Geschichte erzählt, und zehn Jahre sind es, die vorübergehen, an Joseph sowohl wie an der Herrin des Hauses, in dem er diesen wichtigen Abschnitt seines Lebens verbringt. Es wird vieles richtig gestellt und das „Träumerische im Wirklichen befestigt", zum ersten Mal, seit die Geschichte sich selbst erzählte. Eine Fülle meisterhaft geschilderter Personen und Situationen ergibt sich, ein ungeheures Wissen fügt sich unvordringlich und selbstverständlich in die Dichtung ein. Alles ist belebt vom dichterischen Geist, von der einmalig-schönen Sprache, die nie ihre Intensität verliert und ihre Spannung und Frische bis auf die letzte Seite bewahrt. Nicht genug kann man gleich am Anfang dem Midianiter, dem beschaulichen Alten zuhören, wenn er in's schwindende Abendrot blickend, sich mit Joseph lehrhaft und umständlich bespricht; dann fesselt die eindringliche Szene an der Feste Zel; typische Grenzstimmung liegt da in der Luft, Paßformalitäten, der Eintritt in das fremde Land Ägypten. Scharf gezeichnet und gegeneinander abgesetzt, folgen die durchwanderten Städte mit ihren verschiedenen Göttern, die das Leben dort weitgehend bestimmen und nach einer, für alle genußreichen, Stromfahrt kommt Joseph zu Potiphar. Es beginnt wieder ein „bekannter" Teil der Geschichte. Wie neu und lebendig aber ist das alles. Schnell sind wir zu Hause auf dem Anwesen des Höflings und kennen die gehobenere Dienerschaft, voran den ehrlichen und hilfsbereiten Mont-kaw, dessen Nachfolger Joseph später wird, da sich das Leiden des Vorstehers als stärker erweist, als alle labenden Abendwünsche. Schnell und doch erregend langsam geht es nun dem Konflikt entgegen, der diesmal zur Grube führt. Die Zwerge greifen jeder auf seine Art, warnend und aufmunternd, ein. Mut-em-enet, des Hauses Herrin, wird aus anfänglicher königlicher oder nonnenhafter Entfernung und Erhöhung immer näher und näher gerückt, bis sie sich dann auf die Zunge beißt, zu barbarischer Zauberei ihre Zuflucht nimmt, ja noch mehr zur Erreichung ihres Zieles tut. Mit dem Gericht, mit der „Grube" schließt dieser dritte Roman. — Viel noch wäre zu sagen über den entsagungsvollen „Titelobersten" selbst in seiner schönen Menschlichkeit, über seine „heiligen Eltern im Oberstock", deren Gespräch ein Meisterstück für sich ist, und über andere Freunde, die wir erwarben, Chun-anup den Gärtner zum Beispiel. Über vieles, wie gesagt, was wir in diesem Buch lieben, wäre noch zu berichten, über das Historische, Politische, Kulturelle, aber auch über Landschaft, Städte, Sitten, Religionen. Der historische Roman, was man so darunter verstand, ist durch diesen weitgespannten neuen „Familienroman" von Thomas Mann erledigt; neben dieses unvergleichliche Werk kann so etwas nicht mehr gestellt werden, und was André Gide mit Recht vom „Zauberberg" sagte, hat beim „Joseph" wieder und noch stärkere Gültigkeit: cette oeuvre considérable n'est vraiment comparable à rien! — Im öfters zitierten „Lebensabriß" heißt es: „ich liebe dies Wort: Beziehung. Mit seinem Begriff fällt mir der des Bedeutenden, so relativ er immer auch zu verstehen sei, durchaus zusammen." Alles in diesem Werke ist bedeutend und beziehungsreich unter sich, für den „fernen Joseph" und die um ihn waren, und für uns „Späte", nicht nur, daß wir uns daran freuen, sondern auch daß wir daraus lernen.

Es gilt das Werk zu lesen; wir freuen uns darauf, noch einmal die „Höllenfahrt" anzutreten und im Zusammenhang, mit Sammlung, das bisher Vollendete an uns vorüber ziehen zu lassen. Abgesehen von Form und Inhalt, von Technik und Komposition, was ist es, daß wir nach den großen Dichterwerken verlangen? „Die Beseelung, da ist das schöne Wort. Es ist nicht die Gabe der Erfindung, — die der Beseelung ist es, die den Dichter macht."

Joachim Ernst.

Besprochene Bücher.

Jünger, F. G.: Über das Komische. Widerstandsverlag, Berlin.
Die Gegenreformation in Neu-Österreich. Ein Beitrag zur Lehre vom katholischen Ständestaat. 176 Seiten; Verlag Nauck & Co., Zürich, 1936.
Tierzeichnungen aus acht Jahrhunderten. Prestel-Verlag, Frankfurt a. M.
Mitscherlich, Alexander: Reiterbuch. Prestel-Verlag, Frankfurt a. M.
Arbeit und Fest im Reigen des Jahres. Iris-Verlag, Bern.
Bier, Justus: Gedenkbuch Tilmann Riemenschneider. 2. Auflage. Verlag Anton Schroll, Wien.
Steffen, Albert: Friedenstragödie; in fünf Akten. Verlag für schöne Wissenschaften, Dornach/Schweiz.
Rippmann, Ernst: Weißes und schwarzes Südafrika. Mit 31 Abbildungen und einer Kartenskizze. Wandererverlag, Zürich.
Mann, Thomas: Joseph in Ägypten. Bermann-Fischer Verlag, Wien, 1936.

Bücher-Eingänge.

Hans Joachim Schoeps: Geschichte der jüdischen Religionsphylosophie in der Neuzeit. Band I. Vortrupp-Verlag, Berlin SW 29, 1936. 132 Seiten
Simon Gfeller: Seminarzyt. A. Francke A.-G., Verlag, Bern, 1936. 190 Seiten. Preis Fr. 5.20.
Dr. Bruno Boesch: Die Kunstanschauung in der mittelhochdeutschen Dichtung. Paul Haupt Verlag, Bern und Leipzig, 1936. 265 Seiten. Preis Fr. 8.—.
Rudolf List: Michael. Roman eines Schicksals. Paul Zsolnay Verlag, Wien, 1936. 276 Seiten.
Dr. A. Oeri: Probleme der Verantwortlichkeit. Vortrag. Herausgegeben von der Basler Handelskammer. 23 Seiten. Preis Fr. —.80.
Robert Haab: Krisenrecht. Rektoratsrede vom 20. November 1936. Verlag Helbing und Lichtenhahn, Basel 1936. 24 Seiten. Preis Fr. 1.20.
Dominik Müller: Jakob Sonderlins Überraschungen. Morgarten-Verlag, Zürich und Leipzig 1936. 276 Seiten. Preis Fr. 5.80.
Elswyth Thane: Das Mädchen aus dem Hause Tudor. Die bewegte Jugendzeit der Königin Elisabeth von England. Rascher Verlag, Zürich und Leipzig, 1936. 330 Seiten. Preis Fr. 8.75.

Aus dem Inhalt des November-Heftes:

Jean R. Frey: Zur Kündigung der Schiffahrtsklauseln des Versailler Vertrages durch Deutschland. — **Martin Maechler:** Isolierung oder Weltverbundenheit? Die Schweiz und die Donau. — **H. Schaetti-Guyer:** Camilla Meyer †. — **Tobias Tobler:** . . . wiederum im Dienst des Lebens.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.